

Wo gehn wir heute abend hin

Wo gehn wir heute abend hin - eine der im Laufe eines Vierteljahrhunderts wohl am öftesten von mir gestellte Frage an Britting. Es gab da die verschiedensten Möglichkeiten: bürgerliche Lokale, Stammtische, Vorstadt-Kneipen, Biergärten, Weinstuben.

Nicht alle Freunde Brittings verstanden seine Neigung, allabendlich auszugehen. Aber bei den meisten von ihnen lagen die Verhältnisse anders. Sie besaßen Haus und Garten, hatten Frau, Kinder und Dienstboten, lebten in guten Verhältnissen. Britting war und blieb der „flüchtige Kuckuck“, auch wenn seine Gewohnheit, das Abendessen im Lokal einzunehmen, in erster Linie damit zusammenhing, daß er den weitaus größeren Teil seines Lebens als Junggeselle verbracht und als „möblierter Herr“ gehaust hatte. Sie wird aber ebenso ein väterliches Erbe gewesen sein, denn sein „alter Herr“, wie Britting ihn nannte, muß ebenfalls ein chronischer Wirtshausgänger gewesen sein. Und nicht zuletzt war es eben altbayerischer Brauch!

Britting - wie sollte er sich mit 60 Jahren noch ändern - behielt die meisten seiner Gewohnheiten bei, auch nachdem wir nun wie ganz normale Bürger in einer gemeinsamen Wohnung lebten. Aber „normal“ war, bei genauerer Betrachtung, unser Leben auch jetzt nicht. Nach wie vor fuhr Britting alle 14 Tage zu seinem Freund Paul Alverdes nach Grünwald, um mit ihm Schach zu spielen. An allen hohen Festtagen (Ostern Pfingsten, Weihnachten) waren wir beide in der Familie Alverdes zu Gast. Es gab den wöchentlichen, inzwischen legendären Stammtisch „Unter den Fischen“, bei dem Frauen unerwünscht waren; ähnlich regelmäßig lud ihn sein Arztfreund Josef Kiefhaber zum Abendessen mit anschließendem Schachspiel ein. Da wurde es meist spät.



Josef Kiefhaber
Schuldt

Foto: Hans-Joachim

Ich hatte nach dem Krieg meinen Beruf aufgegeben, die klügste (auch schwerste) Entscheidung meines Lebens! Es war zwischen uns unausgesprochen geblieben, aber mit einer Schauspielerin an seiner Seite, deren Beruf Unruhe und zeitweilige Trennung bedeutete, hätte Britting nicht zusammenleben können.

Am 10.5.1949 antwortete er auf eine Frage Jungs:

Meine Frau heißt als Komödiantin Ingeborg Fröhlich. In München ist der Name bekannt, und in Stuttgart. Ich, wie gesagt, hindere sie vorläufig daran, die Bretter zu betreten. Es ist manchmal hart für sie...

Nach unserer Heirat hatten wir noch jahrelang getrennt gelebt. Nun, am Annaplatz, konnte ich besser für ihn sorgen als bisher und nahm unmittelbarer teil an seinem sich stetig vergrößernden literarischen Ansehen. An seiner Arbeit nur sehr bedingt. Ein neues Gedicht bekam ich mitunter erst dann zu sehen, wenn es als Erstdruck in einer Zeitung stand. Es gab, was den Entstehungsprozeß seiner Gedichte betraf, nur einen Vertrauten, den Brieffreund Georg Jung, Gymnasiallehrer in Helmstedt, mit dem Britting seit 1942 bekannt war. Darüber an anderer Stelle mehr.

Mit Kiefhaber lernten wir die guten Wirtshäuser des baye-rischen Oberlands kennen; er wußte, wo es den besten Hirschbraten gab, oder die feinsten Apfelküchl serviert wurden und je nach Gusto fuhren wir mit ihm, wenn sein Sprechzimmer sich samstags geleert hatte, zum „Bauern in der Au“ oberhalb von Tegernsee, oder er lud uns zum Bachmair in Rottach-Egern ein. War der Himmel blau und wolkenlos, stiegen wir auf die Neureuth, einen Vers Eugen Roths dabei zitierend: *Wenn es schön windstill ist, wie heut / da heroben auf der Neureuth, / hörst du die Böller, die groben, / Bis hinten von Kreuth.* Größere gemeinsame Ausflüge führten uns oft über die Landesgrenze. Virginia rauchend und zu Scherzen aufgelegt, saß Britting dann neben seinem Freund im nicht allzu bequemen Volkswagen: *Ein Auto ist doch ein Zaubergefährt,* schrieb er am 14.Juli 1953 an Jung: *am Sonntag [...] waren wir in Tirol, machten eine kleine Bergtour, fuhren dann zwei Stunden entlang dem wilden Kaiser, tranken Kaffee in*

St.Johann, aßen abends tirolerisch in Kufstein, und um Mitternacht waren wir wieder in München!

Der Wechsel vom Stadtteil Bogenhausen in die Altstadt hatte auch einen Wechsel der Münchner Lokalitäten mit sich gebracht, soweit es die Vorstadt-Kneipen betraf. Unsere abendlichen Spaziergänge, die uns bisher oft aus der Stadt hinaus ins angrenzende Dörfliche, nach Denning zu, geführt hatten, wo noch Schafherden weideten und wir mit dem Schäfer ins Gespräch kamen, im Frühjahr nicht selten die Geburt eines Lammes miterlebten, die gab es nun nicht mehr. Meist waren wir danach in einer kleinen Kneipe beim Kropfigen Wirt eingekehrt:

Von Blättern, Blumen bin ich ganz umgeben
In meiner Ecke, bei den irdnen Töpfen,
Umrahmt von schweigsam-frommen
Blattgeschöpfen,
Die so die stillen Augen zu mir heben,
Als wäre ich ein buntes Heiligenbild.

(aus „Unter den Blumen“)

Als Bewohner des Annaplatzes war es der nahe gelegene Englische Garten, auf dessen breiten Sandwegen wir nun, unter Bäumen und mit dem Blick zum Monopteros, nach Schwabing wandelten, zur Gaststätte Leopold. Britting traf sich dort mit dem Schriftsteller und Lehrer Georg Schneider, der seit einigen Jahren in München ansässig war, zu „einer Partie Schach“, so die Verabredung. Ich begleitete ihn und saß als aufmerksamer Lehrling neben den Spielern (hoffend, in die Regeln dieses Spiels so weit einzudringen, um selbst einmal einen Partner für Britting abgeben zu können) und hörte mir den Schachjargon an, der sich vielfältig und aufs Erstaunlichste äußerte: Schneider begann etwa vor einem schwierigen Zug zu singen: *und dennoch hab ich harter Mann, die*

Liebe auch gespü-ü-ürt, während Britting sich, wenn er in Bedrängnis geriet, oft bayrisch ausdrückte: *Schuasta, speibs Kind o* und dergleichen. Eine Zeitlang verlief die Sache sehr harmonisch, da aber die Zahl der Zufallsgäste und Kiebitze, die sich am Tisch versammelten, ständig größer wurde, schränkte dies die Lust am konzentrierten Brettspiel immer mehr ein, und die lose Schachrunde wandelte sich zu einem Stammtisch, von dem noch zu reden sein wird.

Ebenso gern wie an den Schwabinger Tisch, der sich nun etablierte, gingen Britting und ich ins renommierte Bratwurstglöckl am Dom, des guten Bieres wegen und weil es eine eigene Atmosphäre besaß. Die verräucherte Gaststube war meist so voll, daß man mit fremden Leuten an einem Tisch sitzen mußte und nicht wußte, was einen erwartete, aber in der Mehrzahl hatte man es mit „Gebildeten“ zu tun. Die Kellnerinnen plazierten einen dorthin, wo sie es für richtig hielten, und wehe, man gehorchte nicht! Sie hatten das Privileg, streng und unwirsch mit ihren Gästen umgehen zu dürfen, denn die meisten von ihnen taten hier schon dreißig Jahre ihren Dienst. Es konnte passieren, daß man in eine Runde von steifen Hamburgern geriet und beobachtete, wie diese sich anfangs mit leichtem Befremden, dann aber mit größer werdender Unbefangenheit den bayerisch-urbanen Umgangsformen fügten und einem neben ihnen sitzenden Gast, dessen Tischsitten nicht ganz die ihren waren, der aber unbefangen mit ihnen zu reden begann, munter antworteten. Ähnlich erging es uns mit „Mieding“ (wie Britting ihn, in Anlehnung an Goethes Bühnenmeister des Weimarer Theaters, taufte.) Wir hatten den etwa Sechzigjährigen oft schon sitzen sehen, immer einschichtig, in etwas abgetragenen Anzügen, bei sparsamem Essen und Trinken lange ausharrend. Er beobachtete mit erlaubter Neugier die Leute, die kamen und gingen. Wenn Soraya, die geschiedene Frau des Schah von Persien, das Lo-

kal betrat, kam Glanz in seine Augen, sie zählte zu den Privatgästen des Wirtes, denen ein besonderer Tisch reserviert war. An einem Abend saßen wir ihm gegenüber und erfuhren, daß er Schauspieler war, seine Laufbahn in Ingolstadt begonnen und dort alle einschlägigen jugendlichen Helden gespielt hatte, aber nach Ablauf des Vertrags ohne Engagement geblieben war. Er bewarb sich bei der Münchner Staatsoper für den Chor, weil er auch singen konnte, und Oper und Chor wurden nun sein Schicksal, allerdings rutschte er mit den Jahren in die Statisterie ab. Mieding entwickelte eine rührende Anhänglichkeit und saß von da an manchen Abend, den wir mit Freunden hier oder im Peterhof verbrachten, bescheiden mit am Tisch; am glücklichsten war er, wenn vom Theater gesprochen wurde, er hatte alle Größen des Hoftheaters auf der Bühne gesehen und für Helene Ritscher und Annemarie Seidel geschwärmt. Britting oder Kiefhaber oder Podszus zahlten oft seine Zeche, was er gern annahm, denn er war geizig. An den Geburtstagen von Britting aber überwand Mieding sich selbst und überreichte dem Jubilar eine Flasche Himbeergeist.

Das Bratwurstglöckl wurde auch Treffpunkt für unsere gelegentlichen Verabredungen mit Leonhard Frank, der, wie Britting, Autor der „Nymphenburger Verlagshandlung“ war. Seit seiner Rückkehr aus Amerika im Jahr 1950 als fast Siebzjähriger, fand Leonhard Frank sich im Literaturbetrieb nicht mehr zurecht. Im Berlin der zwanziger Jahre gehörte er mit seinen Romanen und Theaterstücken zu den bekannten und erfolgreichen Schriftstellern; er galt als überzeugter Pazifist und Sozialist, der für Brüderlichkeit und eine klassenlose Gesellschaft eintrat. Aus Furcht vor den Nazis verließ er bereits 1933 Deutschland und flüchtete über die Schweiz und Frankreich nach USA. In Hollywood ging es ihm schlecht, er erlernte nicht einmal die englische Sprache. Als er nach über 15 Jahren in seine Heimat zurückkam, war sein Name ver-

verblaßt, und der schlicht-realistische Stil seiner Bücher, auch seines letzten Buches „Links, wo das Herz ist“, fand in Westdeutschland nur noch wenige Leser. Daß es ihm dennoch finanziell gut ging, hatte er dem Aufbau-Verlag in Ostberlin zu verdanken, bei dem sein Gesamtwerk in hoher Auflage erschien; über Transfer, den sein Münchner Verlag vermittelte, bekam er einen Teil des Honorars in westlicher Währung. Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht empfingen ihn ehrenvoll und hätten ihn gern zum DDRler gemacht, aber er dachte nicht im Traum daran, sich jenem Sozialismus, dem er sentimental angehangen hatte, in der Realität auszusetzen. Er war mehr als andere ein Mensch mit seinem Widerspruch!

Mit seiner zweiten, viel jüngeren, schönen Frau Charlott, einer ehemaligen Schauspielerin, die noch bei Jessner in Berlin gespielt hatte, bevor sie als Jüdin nach Amerika emigrierte, lebte er nun in München, trug die elegantesten Anzüge, die ausgesuchtesten Krawatten, die feinsten Lackschuhe, sah aus wie man sich einen englischen Snob vorstellt. Er war wegen seiner ambivalenten politischen Haltung ziemlich isoliert, auch Fritz Kortner, der zu den wenigen Freunden gehörte, die er sich aus der Emigration herübergerettet hatte, geriet wegen seiner Widersprüchlichkeit oft mit ihm in Streit. Britting störte sich nicht daran, ihn berührte Franks geistige Existenz, die spürbare Resignation eines in Vergessenheit geratenen, verdienstvollen Literaten! Über Politik wurde zwischen uns also nicht gesprochen, über Literatur sehr wenig. Wenn die Rede auf dies und jenes Buch kam, zeigte Frank sich auf erstaunliche Weise unwissend und uninteressiert. *Ich lese nur noch meine eigenen Bücher*, behauptete er, oder *alle Schubladen in meinem Kopf sind voll, es hat nichts Neues mehr Platz* - und so war es auch. Er kannte weder klassische noch moderne Autoren außer jenen, die den Erfolg der Berliner Jahre mit ihm geteilt hatten. Daß Gedichte ihn langweilten, verwunderte uns

nicht. Er war - jedenfalls im Alter - ein eher stiller Mensch, liebenswürdig und voll männlichem Charme, den Frauen noch immer sehr ergeben. Den Hauptteil der Unterhaltung überließ er seiner reizenden Frau, deren Schlagfertigkeit und Begabung Anekdoten zu erzählen, hinreißend war. Ihre Phantasie ging oft mit ihr durch, von ihrer Berliner Kindheit beispielsweise kenne ich mehrere Fassungen, die sich ziemlich voneinander unterscheiden, aber jeweils eine schöne runde Geschichte bilden. (In einer Version wurde sie vom Großvater, der in ziemlich ärmlichen Verhältnissen lebte, aufgezogen, in der anderen kam sie schon als Kind nach Wien zur Frau des Musikers Schreker, die Mutterstelle an ihr vertrat und so weiter.) Natürlich vergaß sie in vielen Fällen, welche Version sie wem erzählt hatte. Wo immer Charlott Zuhörer hatte, ließ sie ein Brillantfeuerwerk abbrennen; im Bratwurstglöckl unterhielt sie stets den ganzen Tisch. Verabschiedeten wir uns nach einem gemeinsamen Abend an der Taxihaltestelle, vergaß Frank nie zu sagen: *Glauben Sie meiner Frau kein Wort, sie lügt, wenn sie den Mund aufmacht.* Die Warnung klang aber wie ein Lob oder eine Liebeserklärung!



Leonhard und Charlott Frank

Ein konventionelles und eher teures Lokal, das Wilma und Georg von der Vring bevorzugten, waren die Moserstuben in der Franz-Joseph-Straße, die Fischspezialitäten boten. Dort ging es verhältnismäßig ruhig zu, und das schätzte Vring, der schon etwas schlecht hörte. Es war sein Zugeständnis an Britting, daß man sich zuzeiten im Restaurant traf, denn Vring war kein Zecher, kein Gourmet, und hatte uns am liebsten bei sich zuhaus.

Wollten wir abends - solo - nur um die Ecke gehen, hatten wir die Wahl zwischen dem Triftstüberl (Ecke Annaplatz) und dem Bayerischen Löwen. Und damit bin ich wieder bei der anfangs gestellten Frage angelangt: „Wo gehn wir heute abend hin?“ Der von 1951 - 1964 (und darüber hinaus) existierende Leopoldtisch erfordert ein eigenes Kapitel, der Bayerische Löwe nur ein paar Sätze.

Das Lokal lag dort, wo heute der Altstadtring verläuft, genau zwischen der Herzog-Rudolf-Straße und der Christoph-Straße. Die Gäste waren meist Handwerker, alleinstehende Frauen, Witwer, die man vom Sehen kannte, alle aus dem Lehel. Im Sommer saßen Britting und ich mit Vorliebe im kleinen, baumbestandenen Gärtchen, durch das ein Stadtbach floß, sichtbar und hörbar. Man konnte sich das Essen noch selbst mitbringen, wenn dazu Bier bestellt wurde. Auch wir taten das manches Mal. Teller und Besteck wurden einem auf den Tisch gestellt. Es war eine Idylle wie aus der Vorkriegszeit. Die Lokalität: ein mittelgroßer, einfach eingerichteter, verräucherter Raum mit Theke, ungedeckte Holztische, über die manchmal ein Tischtuch geworfen wurde, je nach Gast. An den Wirt erinnere ich mich nicht. Es gab einen Stammtischler, schlank, groß, weißhaarig, der auf sich hielt, den nannten wir „Hamsun“. Wir standen auf Grußfuß mit Hamsun. Mit anderen Leuten kamen wir ins Gespräch. Der Kontakt zu den einfachen Menschen tat Britting gut, wenn er den

ganzen Tag angestrengt gearbeitet hatte. Und er schätzte, wie sie, die Hausmannskost. Eine Semmelknödelsuppe kostete zwanzig Pfennige. Das erklärt auch, wieso es uns finanziell überhaupt möglich war, jeden Abend im Lokal zu essen und zu trinken. Die Preise in den fünfziger Jahren und bis Anfang der sechziger blieben sowohl im Leopold, im Bratwurstglöckl, im Peterhof niedrig. Und wir sahen bei der Speisekarte immer auf die billigen Gerichte. „Kalbskopf en tortue“, zum Beispiel, aß Britting mit Vorliebe. Oder „Milzwurst abgebräunt“. Hin und wieder verabredete er sich auch mit Freunden im Löwen und genoß es, wenn diese beim ersten Kommen über das Milieu erschrecken, das er ihnen aufzwang.

Einen Gast - so auffallend wie die Erscheinung Brittings an diesem Ort - sahen wir öfter an einem Ecktisch sitzen; er mußte eine ähnliche Neigung wie Britting zu Kneipen haben: Thrasybulos Georgiades, Universitätsprofessor und Musikwissenschaftler von Graden, Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, von woher wir ihn vom Sehen kannten. Er war stets umgeben von einem kleinen Schülerkreis, mit dem er diskutierte. Ich wäre gern einmal Zuhörer dieser Runde gewesen.

Als Georgiades seinen siebzigsten Geburtstag beging, 1977, gratulierte ich ihm und erinnerte dabei an die einstigen stummen Begegnungen im Löwen.

Seine Antwort:

München, 26.1.77

*Sehr verehrte, liebe Frau Britting,
merkwürdig, eine Kneipe wie der Bayerische Löwe
hatte verbindende Kraft. Kein heutiges modisches Lokal
kann es haben. Ihr Brief war mir eine große Freude, als
Brief von Ihnen, und weil er völlig unerwartet kam. Ich
danke Ihnen herzlich. Stimmt es denn, daß wir uns damals*

im Bayerischen Löwen noch gar nicht kannten? Oder haben wir uns nicht auch später dort gesehen? Es war ja meine Lieblingswirtschaft. Alle Begegnungen, die Sie erwähnen, sind auch mir gegenwärtig. Ich kann sogar eine hinzufügen, an die Sie wohl nicht mehr denken. Im Seitengang des Peterhof am Marienplatz saßen Sie beide an einem kleinen Tisch, beim Vorbeigehen grüßten wir uns, und ich sagte zu meiner Begleitung: „Ja, wo sollen die Britings jetzt auch hingehen, wo es keinen Bayerischen Löwen mehr gibt?“ Ich freue mich auf das nächste Wiedersehen, Oper, Akademie, Wirtschaft, oder wo immer.

*Herzliche Grüße, und Dank
Ihr Th. Georgiades*

nächstes Kapitel